



Ein Kind schreibt einen Wunsch in das Weihnachts-Wunschkuch im Basler Rathaus – die Kirchen üben auf die Jugend derweil wenig Anziehungskraft aus. (Goran Basic / NZZ)

Unheilige Jugend

Die religiöse Sozialisation gelingt immer weniger – weder in der Familie noch in Kirche und Schule

Mit jeder Generation, die nachrückt, geht ein Stück des christlichen Erbes verloren. Wissen Kinder in fünfzig Jahren noch, wofür Weihnachten steht? Vieles spricht dagegen.

Simon Hehli

Keinen anderen Feiertag sehnen Kinder mehr herbei als Weihnachten. Geschenke, geschmückter Tannenbaum, feines Essen, (meist) fröhliches Treffen der Familie. Und was ist mit den religiösen Wurzeln des Fests? Manche Familie wird noch singen von der

«gnadenbringenden Weihnachtszeit» und über den «Gottessohn, o wie lacht». Und in der einen oder anderen Stube wird jemand die Weihnachtsgeschichte vorlesen. Doch das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft mit jeder neuen Generation die Glaubensinhalte ein bisschen mehr verloren gehen.

Laut der Volkszählung aus dem Jahr 2012 gehören bereits deutlich mehr als 20 Prozent der Bevölkerung keiner Religionsgemeinschaft mehr an, die Tendenz ist stark steigend. Und je grösser die Zahl konfessionsloser Eltern wird, umso kleiner wird der Kreis getaufter Kinder. 1965 gab es noch über 40 000 reformierte Taufen in der Schweiz, 2012 ist diese Zahl auf unter 15 000 geschmolzen. Ähnliche Entwicklungen gibt es bei den Katholiken.

Entscheidende frühe Jahre

Viele Eltern, die sich von den Landeskirchen abgewandt haben, wollen ihren Sprösslingen die freie Wahl im religiösen Bereich überlassen. Doch wer zu Hause nicht betet oder Bibelgeschichten vorgelesen bekommt, wer nicht regelmässig mit den Eltern in den Gottesdienst geht, wird kaum je ein aktives Mitglied der Kirchen werden. Die Religionswissenschaftlerin Eva Baumann-Neuhaus vom Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut in St. Gallen sagt, die primäre Sozialisation – also jene in den ersten Lebensjahren innerhalb

der Familie – sei für das Entstehen einer eigenen Religiosität entscheidend. Das geschieht über die Gefühlsebene, über den Bezug zu den Menschen in der Umgebung. «Wenn die Eltern ihren Glauben authentisch leben, übernehmen das die Kinder wie selbstverständlich», sagt Baumann.

Fehlen religiöse Vorbilder, religiöse Rituale und eine religiöse Wissensvermittlung in der Kindheit, wird es laut Baumann schwierig,

die bereits gefestigten Einstellungen und Werte zu einem späteren Zeitpunkt zu «überschreiben». Die Kirchen hätten gemerkt, dass es meist schon zu spät sei, wenn sie erst in der Schulzeit in Kontakt mit den Kindern kämen. «Sie versuchen deshalb zunehmend, junge Eltern anzusprechen. Nur funktioniert das selten.»

Während die Generation der Grosseltern noch eine religiöse Erziehung erhalten haben mag, trifft das für die heutigen Eltern kleiner Kinder immer weniger zu. «Diese Generation hat keine religiöse Sprache mehr», konstatiert Baumann. Verstärkt wird diese Entwicklung durch den Umstand, dass sich die konfessionellen Milieus aufgelöst und einer neuen Heterogenität Platz gemacht haben. Ist die Mutter

katholisch, der Vater reformiert oder konfessionslos, erschwert das die religiöse Erziehung. Hinzu kommt, dass sich das traditionelle Rollenverständnis der Geschlechter verflüchtigt. «Früher waren vor allem die Frauen für die Überlieferung religiöser Werte zuständig, das sehen sie nun immer weniger als ihre Aufgabe an», sagt Baumann.

So geht in den meisten Familien das Wissen über den Glauben schleichend verloren. Eine Ausnahme bilden die evangelikalen

Freikirchen. Dieser rund 250 000 Personen umfassenden Gruppe gelingt es gut, die eigenen christlichen Werte an den Nachwuchs zu tradieren. Laut einer Studie von Lausanner Religionssoziologen sind drei von vier 16-Jährigen, die in dem Milieu aufgewachsen sind, selber «bekehrt». Ein Schlüssel zum Erfolg ist die umfassende Lebenswelt, die Freikirchen bieten: Jugendliche verbringen mit Gleichgesinnten viel Zeit an Gottesdiensten, in Ferienlagern, beim Sport oder an Konzerten. Dadurch können sich die Evangelikalen besser gegen die säkulare (Freizeit-)Konkurrenz behaupten als Angehörige der Landeskirchen.

Brennendes Interesse

Bei jenen Jugendlichen, die noch innerhalb der landeskirchlichen Institutionen gross geworden sind, finden zentrale Glaubenssätze hingegen wenig Anklang: Nur jeder dritte Konfirmand glaubt, dass Jesus auferstanden ist oder dass Gott die Welt erschaffen hat. Ähnlich

sähe es wohl bei der Frage aus, ob das Jesuskind jungfräulich gezeugt wurde. Dass Jesus tatsächlich an einem 25. Dezember zur Welt kam, dürften nur noch die wenigsten glauben. «Weihnachten wird es ergehen wie Pfingsten oder Auffahrt, bei denen die meisten den religiösen Hintergrund nicht mehr kennen», sagt deshalb Andreas Kyriacou, Präsident der religionskritischen Freidenker.

Der Zürcher Theologieprofessor Thomas Schlag erwidert, dass sich die Jugendlichen nach wie vor brennend für religiöse Themen und auch die Gottesfrage interessieren würden – vorausgesetzt, man tausche sich mit ihnen auf Augenhöhe darüber aus, was der tiefere, lebensdienliche Sinn des christlichen Glaubens sein könnte. «Hier

haben die Kirchen in den vergangenen Jahrzehnten unglaublich viel versäumt; etwa indem sie und ihr Personal sich häufig in die wohligen Nischen zurückgezogen oder sich hinter der eigenen Binnensprache verschanzt haben.»

Thomas Schlag sieht die Kirchen in der Pflicht, die Kerninhalte des christlichen Glaubens nun so überzeugend wie möglich an die nächste Generation weiterzugeben. Dafür müssten die Pfarrerrinnen und Pfarrer wirklich den Kontakt mit jedem einzelnen Jugendlichen

suchen. «Kirchliche Bildung muss wie ein spannender Kinofilm lebensnah und aufrüttelnd, aber auch inhaltlich anspruchsvoll und herausfordernd sein.» Falls das gelingt, sieht Theologe Schlag Grund zur Hoffnung, dass die Kirchen dem säkularen Trend trotzen können.

Laut Forscherin Eva Baumann haben kirchliche Jugendgruppen durchaus das Potenzial, den Heranwachsenden einen Zugang zu religiösen Themen und Erfahrungsräumen zu verschaffen. Die Jungen suchten Gemeinschaft und identifizierten sich mit den Werten der Gruppe. «Doch bleibt es häufig bei einer Religiosität auf Zeit, wenn die jungen Menschen mit dem Austritt aus der Jugendgruppe auch den religiösen Kontext verlassen.»

Verlieren Familie und Kirche ihre Funktion als Orte der religiösen Sozialisierung, bleibt noch die Schule. Laut einer Umfrage der Zeitung «Reformiert» ist eine überwältigende Mehrheit der Schweizer der Meinung, dass Weihnachtslieder und Krippenspiele an die Schule gehören. Doch die Entwicklung geht in eine andere Richtung: Die

eigentliche Glaubensvermittlung tritt in den Klassenzimmern immer mehr in den Hintergrund. «Die Schüler lernen im Fach Religion und Kultur nicht, dass «wir» an Weihnachten die Geburt von Jesus Christus feiern, sondern, was das Fest für verschiedene Christen bedeutet und wann zum Beispiel orthodoxe Christen Weihnachten feiern», sagt Religionswissenschaftlerin Katharina Frank von der Universität Zürich. Ähnlich behandeln sie die anderen Weltreligionen. Dieser

religionskundliche Zugang, der auch im Lehrplan 21 Niederschlag findet, ist letztlich eine Folge davon, dass die Zahl von Konfessionslosen und Andersgläubigen in den Schulen steigt.

Paradoxerweise lässt sich aber gleichzeitig eine «Rückkehr der Religion» in den öffentlichen Raum beobachten. Kinder aus muslimischen Familien fallen auf, wenn sie einen Dispens bekommen für muslimische Feiertage, im Kochunterricht kein Schweinefleisch

essen oder bei bestimmten Weihnachtsliedern nicht mitsingen.

Manche «christliche» Kinder fühlten sich durch die grössere Heterogenität herausgefordert, sagt Katharina Frank. «Sie reagieren, indem sie sich auf die eigene Tradition besinnen und das Christsein als

Identitätsmerkmal betonen – etwa, dass sie am Freitag im Kochunterricht kein Fleisch essen.»

Identität durch Abgrenzung

Zu einem ähnlichen Befund kommt das Nationalfondsprojekt «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft»: Religion und Ethnizität könnten für Jugendliche wichtige Kriterien sein, Grenzen zwischen sich und anderen zu ziehen. «Für die Grenzziehung verwenden die Mehrheitsjugendlichen oft Kriterien, die direkt mit der Religionsausübung oder den Vorstellungen davon in Verbindung stehen», schreiben die Nationalfonds-Forscher. Während diese Jugendlichen Kriterien wie Freiheit, Autonomie oder Laizismus im

Christentum als gegeben ansähen, würden sie die «anderen» – also vor allem die Muslime – mit religiösem Zwang und Einschränkung, Zurschaustellung von Religion sowie Fundamentalismus in Verbindung bringen.

Die Wertedebatte über die christlichen Grundlagen der Schweiz oder des Abendlandes geht in die gleiche Richtung. Es ist die Suche nach der eigenen Identität in einer Zeit der Verunsicherung. Diese «Rückbesinnung» führe jedoch kaum zu einer nachhaltigen Stärkung

der Kirchen, meint Religionswissenschaftlerin Baumann. Nur weil eine Gruppe von Schülern im Versuch einer Abgrenzung sagten, dass sie selber zur christlichen Gruppe gehörten, heisse das noch lange nicht, dass sie den Glauben auch lebten. «Es ist keine Wiederannäherung an das religiöse Erbe – und schon gar nicht eine eigene Erschliessung des christlichen Glaubens.»